Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 2 (1946)
Heft: 4

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rezensionen.

Alexander Sperber (Jewish Theological Seminary of America, New York), 1. *Hebrew Based upon Greek and Latin Transliterations*, Hebrew Union College Annual Vol. XII—XIII, 1937—38, S. 103—274. — 2. *Hebrew Based upon Biblical Passages in Parallel Transmission*, ebd. Vol. XIV, 1939, S. 153—249. — 3. *New Testament and Septuagint*, Journal of Bibl. Lit. 59, 1940, S. 193—293. — 4. *Hebrew Phonology*, Hebr. Un. Coll. Ann. Vol. XVI, 1941, S. 415—482. — 5. *Problems of the Masora*, ebd. Vol. XVII, 1943, S. 293—394, m. 3 Tafeln. — 6. *Hebrew Grammar*, Journal of Bibl. Lit. 62, 1943, S. 137—262. — 7. *Biblical Exegesis*, ebd. 64, 1945, S. 39 bis 140.

Zu unserm heutigen Wissen um das Hebräische des AT — vgl. meinen Aufsatz im «Anthropos», Bd. 35/36, 1940/41 (erschienen 1944), S. 593 ff., speziell S. 601 ff. — gehört, daß der überlieferte masoretische Text keine so sichere Größe ist, wie man lange angenommen, da der hebräische Konsonantentext, die griechische und lateinische Umschrift hebräischer Wörter und Eigennamen, die samaritanische Aussprache und die Reste zweier anderer Vokalisationssysteme ein vielfach abweichendes Bild ergeben, so daß die masoretische Vokalisation selber zum Problem geworden ist. Um die Aufhellung ihrer Entstehung und Vorgeschichte ist namentlich P. Kahle mit seinen Schülern bemüht. Von einem derselben stammen die genannten Arbeiten, ein erster Versuch, aus jenen Materialien das Ergebnis für die hebräische Grammatik zu ziehen, wobei offen bleibt, ob auch Kahle selber so weit gehen würde.

In sorgfältiger Vergleichung der verschiedenen Teile und Handschriften des masoretischen Textes sowie der erwähnten anderen Zeugen kommt Sp. zu vielen neuen, oft geradezu umstürzenden Ergebnissen, von denen hier nur das Allerwichtigste genannt werden kann: Die bisherige Behandlung der hebräischen Grammatik war ausschließlich auf der tiberiensischen Vokalisation aufgebaut. Durch Beiziehung der anderen Zeugen ändert sich das sprachliche Bild und wird sehr vielgestaltig, wobei oft dialektische Verschiedenheiten mitspielen mögen. So muß die Grammatik aus den Schemata der mittel-

alterlich-jüdischen Grammatiker befreit werden, die, wenn auch z. T. in modernisierter Form, noch bei Bauer-Leander und bei Bergsträßer nachwirken.

Im einzelnen fällt damit die Unterscheidung von Dagesch forte und lene, von Verben l-h und l-', gibt es keine besonderen Pausal- und Dualformen, kein passives Qal, keinen Inf. cstr., kein äußerlich kenntliches Imperf. consecut. mehr; die Akzente besagen nichts mehr für die Betonung, und die schwachen Verbalklassen gehen in einer einzigen zweiradikaligen Klasse auf usw. Die Abweichungen der LXX aber erklären sich aus entsprechender Wandlung schon bei der hebräischen Vorlage, und die kritischen Zeichen der Hexapla gehen auf zwei verschiedene Uebersetzungen, deren eine dem «samaritanischen Pentateuch» nahesteht, der nun aber gerade nicht die Bibel der Samaritaner, sondern eine andere Rezension des hebräischen Textes ist.

So überraschend das vielfach klingt, darf man sich dadurch ja nicht verleiten lassen, über Sp.s Arbeiten einfach hinwegzugehen. Aber man wird sorgfältig unterscheiden müssen zwischen dem unmittelbaren Befund aus seinen Materialsammlungen und den von ihm daraus gezogenen Schlüssen. Jener ist überaus wertvoll, weil so vieles davon bisher nicht gesehen oder jedenfalls nicht genügend beachtet wurde. Auch um die allgemeine Feststellung, daß die Textüberlieferung vielfach schwankt und die grammatische Auswertung dadurch stark erschwert ist, kommt man nicht herum. Aber manche seiner Folgerungen sind nun doch nichts weniger als zwingend, manche auch geradezu anfechtbar, wofür ich freilich nur einige wenige Beispiele geben kann.

Es ist richtig, daß der Gebrauch von ' und h als Vokalbuchstaben ziemlichen Schwankungen unterliegt und daß auch die Verben l-' und l-h oft durcheinandergehen (Nr. 6, S. 202 f.); aber im ganzen sind sie doch unterschieden, und zwar in einer Weise, die mit dem inschriftlichen und literarischen Befund in anderen semitischen Sprachen weitgehend und gewiß nicht zufällig übereinstimmt. — Es stimmt, daß die Negationen al und lō vielfach unterschiedslos gebraucht werden (Nr. 6, S. 156 ff.); aber die Partikel nā wird nur an die erstere angehängt, und diese begegnet auch ausschließlich in der Bitte an die Gottheit, wie ein Blick in die Klagepsalmen zeigt: es wurde also doch ein Unterschied gemacht. — Wieder in anderen Fällen werden hebräische Wechselformen von Sp. als grammatisch identisch genommen, die nur stilistisch gleichwertig sind: bei Präfix vor Nomen mit und ohne Artikel, bei Verb im Qal und im Hif'il (Nr. 2, S. 216, Anm. 279). — Oder die vereinzelten Imperfektformen te'annē und tir'ē, die Sp. unter den Belegen für unterschiedslosen Gebrauch von Sere und Segol aufführt (Nr. 4, S. 469), sind offensichtlich Aramaismen, wie

umgekehrt im Biblisch-Aramäischen gelegentlich -ä statt -ē auftritt. — Die Bedeutung der abweichenden Umschriften, z. B. konsequentes μαδβαρ für den Nominaltypus midbār, leuchtet ohne weiteres ein; aber ihren Grundsatz, die Absolutusform auch im Constructus und vor Endungen und Suffixen durchzuführen (Nr. 1, S. 135 f.), kann man sich nur schwer der lebenden Sprache entnommen denken. — Und wenn Sp., um sein mechanisches Rückübersetzen der LXX, das er auch in seinen Septuagintaproblemen, Btr. z. Wiss. v. A u. NT, III 13, 1929, S. 58 ff. übt, zu rechtfertigen, sagt, daß die LXX ohne Frage gleich allen anderen antiken Uebersetzungen ihrem Original sklavisch folge (Nr. 3, S. 208), so ist das eine reine petitio principii, gegen die nicht nur manches im Befund in der LXX spricht, sondern auch ein ausdrückliches antikes Zeugnis dafür, daß größte Pietät gegenüber der Vorlage ein sehr freies Uebersetzungsverfahren keineswegs ausschloß, nämlich der Oxyr.-Papyrus 1381 (die entscheidende Stelle ist bei *R. Reitzenstein,* Das mandäische Buch des Herrn der Größe und die Evangelienüberlieferung, 1919, S. 8[2] zitiert, von *K. Latte* deutsch übersetzt in *A. Bertholets* Religionsgeschichtl. Lesebuch[2], Heft 5, Die Religion der Römer, 1927, Nr. 29) hinsichtlich Uebertragung ägyptischer Sakralliteratur ins Griechische.

Sperbers Arbeiten bleiben auch so interessant und bedeutsam genug. Es ist nun die Aufgabe der weiteren Forschung, ihre wirkliche Tragweite festzustellen; sie dürfte kaum ganz so weit reichen, wie er selber meint.

Basel. *Walter Baumgartner.*

Joseph Chambon, Der Puritanismus, sein Weg von der Reformation bis zum Ende der Stuarts, Zollikon-Zürich, Evangelischer Verlag AG., 1944, 316 S., geb. Fr. 14.50.

Alle Erforscher der politischen und kulturellen Geschichte Englands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika anerkennen die weit über das 16. und das 17. Jahrhundert hinausreichende, auf alle Lebensgebiete einwirkende Macht des Puritanismus. Geteilt aber sind die Meinungen darüber, ob er eine für das Gute wirkende Macht gewesen sei, oder ob er für eine ganze Reihe unerfreulicher Erscheinungen verantwortlich gemacht werden müsse. Er ist als Vater einer pharisäerhaften Frömmigkeit des Gesetzesglaubens und der Werkgerechtigkeit angeprangert worden, als Nährboden einer muffigen kleinbürgerlichen Kulturfeindlichkeit, als Lehrer der Kunst, mit gutem Gewissen rücksichtslosem imperialistischem und kapitalistischem Gewinnstreben zu frönen, als ein gefährliches Erbe schließlich, das den Nachfahren um alle Lebensunmittelbarkeit,

ja um die Lebensmöglichkeit in einer veränderten Welt bringen kann. Im vergangenen Krieg ging eine Tendenz der «höheren» Propaganda des Dritten Reiches dahin, deutsche Ehrlichkeit, welche die Unvereinbarkeit von Geschäft und Moral, von Krieg und Religion illusionsfrei sehe und anerkenne, der bewußten oder unbewußten Heuchelei gegenüberzustellen, welche es den Engländern erlaube, ihre imperialistischen Ziele im Namen der Moral und im Namen Gottes zu verfolgen, und die Wurzel dieses englischen Verhaltens wurde im Puritanismus gesucht. (Vgl. «Die englische Kulturideologie», hrsg. von Carl August Weber, Stuttgart und Berlin 1941, und die im Krieg publizierten Schriften des Deutschen Institutes für außenpolitische Forschung, darunter «Britisches Christentum und britische Weltmacht» von Martin Dibelius.) * Wir können hier nicht auf die Antworten eingehen, die den puritanerfeindlichen Autoren von Theologen, von Kultur- und Wirtschaftshistorikern gegeben worden sind. Wir merken nur an, daß es dann immer leicht gewesen ist, die Nichtigkeit ihrer Anklagen nachzuweisen, wenn diese aus der persönlichen Reaktion gegen eine enge und unlebendige spätpuritanische Erziehung heraus erhoben oder im Banne eines törichten Ursachenmonismus oder gar einer unwürdigen Kriegspsychose formuliert worden sind.

Nach allem, was für und gegen den Puritanismus geschrieben worden ist, besteht heute das Bedürfnis nach einer objektiven, zusammenfassenden neuen Darstellung der puritanischen Bewegung und ihrer Wirkungen. Chambon hat es nicht unternommen, das Ganze dieser Darstellung zu schaffen, wohl aber ihr Herzstück. Er sucht die Länder und die Zeiten auf, wo der Puritanismus zum erstenmal als eine gewaltige Kraft erschienen ist, welche die Menschen bewegte, zu Taten und Opfern trieb, Einzelschicksale, aber auch die Geschichte der Nationen formte. Als ein beispielhaftes und geschlossenes Kapitel puritanischer Geschichte führt er uns zunächst die Aus-

---

* *Anm. des Redaktors:* Vgl. die gegen *Martin Dibelius* gerichteten Aufsätze von *Arthur Frey*, Britisches Christentum und britische Weltmacht, «Kirchenblatt f. d. ref. Schweiz» 16. Mai 1940, und von *Alfred E. Garvie †*, Are We Hypocrites?, a Nazi Accusation refuted, «The Christian World» 20. Juni 1946. *K. L. S.*

fahrt der Pilgerväter nach Nordamerika und ihre Koloniengründung vor. Dann wendet er sich nach Schottland und stellt die stürmische schottische Reformation, die Lebensarbeit von John Knox und die Weiterentwicklung der presbyterianischen Kirche dar. Im Vergleich zu diesem ausführlichen Abschnitt ist der folgende über die englischen Freikirchen allzu knapp ausgefallen. Eine eingehendere Auseinandersetzung mit der englischen Reformation selbst (unter Benutzung von *H. Schöffler*s [vor kurzem in Göttingen †] Studie «Die Anfänge des Puritanismus», Leipzig 1932, und, wenn möglich, der neuen amerikanischen Arbeiten «Tudor Puritanism», Chicago 1939, von *M. M. Knappen* und «The Rise of Puritanism», New York 1938, von *W. Haller*) wäre notwendig gewesen, um die Reichweite und die Art des Wachstums der puritanischen Bewegung in England richtig zu sehen. Sie hätte es verunmöglicht, anglikanische Kirche und Puritanertum in einen so scharfen Gegensatz zu stellen, wie das in Chambons Buch überhaupt geschieht. Als Elisabeth die einheitliche Staatskirche durchsetzte, fügten sich zahlreiche Landeskinder ihrem Druck unter Bedenken, ja widerwillig, da ihnen die Weiterführung der Reformation im Sinne der einen oder anderen Freikirche Herzensanliegen war. Seit dieser Zeit befand sich innerhalb der Kirche selbst ein puritanischer Flügel, dem die bischöfliche Ordnung zuwider war und der in allen Fragen der Lebensmethode ganz gleich dachte wie die verfolgten oder auswandernden Nonkonformisten. Wenn wir diese Tatsache übersehen, können wir das Uebermächtigwerden der puritanischen Bewegung im 17. Jahrhundert gar nicht verstehen.

Chambon hat sein Buch aus einer sehr lebhaften Sympathie für den großartigen puritanischen Versuch, Gottes Gebot und Welt zu vereinen, geschrieben. Daher lag es ihm selbstverständlich vor allem daran, die echte religiöse Ergriffenheit und ihre Ausstrahlungen aufzufinden. Er übersah aber nicht das Allzumenschliche und Verderbte, das in den Ergriffenen selbst und ihren Gefolgsleuten gelegentlich sichtbar geworden ist. Auch das bringt er nebenbei zur Darstellung. Die gleiche fairness zeigt er aber nicht immer, wenn er es mit den Gegnern der Puritaner zu tun hat. Die anglikanische Kirche wird allzuoft so behandelt, als ob Erzbischof Laud ihr Inbegriff gewesen

wäre; und von dem vielfältigen echten religiösen Leben, das von den Männern der Kirche selbst ausging (es sei nur an die großen Prediger John Donne und Lancelot Andrewes erinnert) wird kaum etwas gesagt. Schade auch, daß Chambon bei der Schilderung des Widerstandes eines Geistlichen, der von Cromwell bei der Liturgie gröblich unterbrochen wurde, den Satz nötig findet: «Nun fährt der Geistliche wieder eintönig fort (alt-eingefahrene Geleise machen es leichter, heroisch zu sein)» (116). Auch bei der Darstellung des katholischen Widerstandes in Schottland und Irland, bei der Auseinandersetzung mit den Kavalieren des Bürgerkriegs und ganz besonders mit Karl II. und der antipuritanischen Restaurationszeit wird er uns zu sehr zum parteigebundenen Schwarzweißmaler.

Mit unseren letzten Bemerkungen haben wir dem Gang der Darstellung vorgegriffen, in deren Mittelpunkt die Gestalt Cromwells gestellt ist. Unter Verwendung der Reden und Briefe sucht der Verfasser das Doppelgesicht dieses überragenden Menschen zu zeichnen: seine Sehnsucht nach einem Leben unter dem Willen Gottes, seinen Glauben an die Vorsehung, sein Vertrauen auf die Gnade einerseits und sein oft zielsicheres, oft zögerndes, manchmal abwegiges Handeln in dieser Welt andrerseits. Trotzdem hier ein ausgiebiges Material vorgelegt wird, kann nicht gesagt werden, der Autor verstehe dieses so zielbewußt zu ordnen, daß ein plastisches und einprägsames Menschenbild zustande kommt. Eine gewisse Verschwommenheit, die hier ebensowenig wie in dem Knox gewidmeten Kapitel überwunden wird, rührt daher, daß ein reiches Rankenwerk von Zitaten und Erwägungen allzuoft an die Stelle der zweckmäßigen Disposition von Tatsachen tritt, aus denen klare und eindeutige Schlüsse gezogen werden.

Auch das Kapitel über John Milton befriedigt nicht, obwohl die Interpretation des «Paradise Lost», die hier an erster Stelle steht, viele wichtige Punkte berührt, obwohl interessante Einzelbemerkungen fallen wie die, der Puritanismus sei «wesenhaft unfeierlich in Form und äußerer Struktur» (206). Die angestrebte Darstellung der Weltanschauung des Dichters scheint uns aber auf einer viel zu schmalen Basis zu ruhen. Weniger deshalb, weil die wichtigen Jugendgedichte und die Prosaschriften der Commonwealth-Zeit nur kurz zu Worte

kommen, als deshalb, weil es nicht angeht, «Paradise Regained» und den posthumen lateinischen Traktat «De Doctrina Christiana» so unter den Tisch zu wischen, wie das auf S. 222 f. geschieht. Die Tatsache, daß in «Paradise Regained» die Ueberwindung der Versuchungen Satans durch Jesus und nicht der Kreuzestod als das entscheidende Erlösungsgeschehen dargestellt wird, muß für jeden Erforscher der unorthodoxen Theologie Miltons einen Kardinalpunkt bilden. Kaum zu umgehen für ihn ist auch die Auseinandersetzung mit den Büchern von *Denis Saurat:* «La Pensée de Milton» (1920) und «Milton et le matérialisme chrétien en Angleterre» (1928).

Das Kapitel über George Fox und die Quäker gehört zu den gelungensten des Buches. Im Falle Bunyans und Baxters dagegen scheint uns der ins Licht gerückte Ausschnitt aus dem umfangreichen Gesamtwerk dieser Autoren wiederum recht knapp bemessen. Das Baxter-Kapitel, welches das ganze Buch beschließt, muß allerdings neben einer Skizze der Gedankenwelt dieses Irenikers noch zahlreiche andere Dinge aufnehmen. Sein Obertitel lautet: «Der Puritanismus als Kultur und Aussaat». Hier erst erfahren wir etwas Zusammenfassendes über die puritanische Lebensform. Das Nötigste über das Verhältnis zu den Künsten wird gesagt, allzuwenig allerdings über die Anschauungen von der Literatur. *H. Schöffler*s grundlegendes Werk über «Protestantismus und Literatur» (1922) bleibt unausgenutzt. Wir werden ganz kurz über die Ideen zur Familienordnung und Erziehung unterrichtet und recht ausführlich über die Sonntagsheiligung. Hier wird kurz auf *L. Schücking* Bezug genommen in einer Anmerkung, welche die flüchtige Machart aufweist, die das Buch, wie wir sehen werden, an zu vielen Orten entstellt.[1] Gar nicht berührt wird

[1] Die Anmerkung lautet (292): «Zum einzelnen vgl. Schücking, ‚Die Familie im Puritanismus'. (William Perkins, 1558—1602, schreibt um 1590 die ‚Oeconomia Christiana'; Rogers schreibt über ‚Matrimonial Honour'; Gouge über ‚Domestical Duties'; Griffiths über ‚Bethel, or Form for Families' u. a.).» Charakteristisch ist das Wegfallen von Vornamen und Daten bei Daniel Rogers und den folgenden Autoren, deren Werke außer aller chronologischen Ordnung hingeworfen werden; bei Matthew Griffith wird der Geschlechtsname schon falsch geschrieben und der Titel ungenau angegeben (richtig: Bethel: or, a Forme for Families).

die Frage des puritanischen Berufsethos und seiner Nachwirkungen, an die sich so weitreichende Diskussionen geknüpft haben. Wichtige Bücher wie *R. H. Tawneys* «Religion and the Rise of Capitalism» (London 1927) und *J. B. Kraus'* «Scholastik, Puritanismus und Kapitalismus» (Leipzig 1930) bleiben außerhalb Chambons Gesichtskreis. Auch das Uebrige, was dieses Kapitel bringt, bleibt Stückwerk. Was nach 1660 in England geschehen ist, kann derjenige nicht verstehen, der die Gegenkräfte, die den Puritanismus zersetzt haben, so negativ sieht wie Chambon. Er hat viel zu sagen vom libertinistischen und oberflächlichen Geist Karls II. und seiner Kavaliere. Dieser Geist konnte die Puritaner zwar äußerlich plagen, in ihrer inneren Haltung aber nur bestärken. Was diese innere Haltung angriff, war eine neue rationalistische, empiristische und anthropozentrische Grundwelle, die in der Restaurationszeit die Geister überschwemmte und ihnen eine für den Glauben gefährliche Richtung gab. Sie schuf eine ganz neue Situation, in der auf dem Boden des erlebnisleer gewordenen Puritanismus seltsame und teilweise geradezu giftige Pflanzen wachsen konnten. Da Chambon offenbar auf diesen Prozeß nicht mehr eingehen, sondern sich auf das heroische Zeitalter der Puritaner beschränken wollte, hätte er gut daran getan, mit seiner Darstellung nicht über das Jahr 1660 hinauszugehen. Was er über die folgenden 28 Jahre sagt, ist entweder zu viel oder zu wenig. Da das Thema in Angriff genommen wurde, ist es unverständlich, daß auf eine so wertvolle Hilfe wie *C. E. Whitings* «Studies in English Puritanism from the Restoration to the Revolution, 1660—1688» (New York 1931) verzichtet worden ist.

Dies führt uns zur Frage der von Chambon angewendeten Zitiermethode. Wir haben mehrfach anmerken müssen, daß er es liebt, sich auf wenige Hauptquellen und eine sehr beschränkte Auswahl aus der Fachliteratur zu stützen. Trotzdem zitiert er außerordentlich viel, und zwar die modernen Autoren, die der geistesgeschichtlich interessierte Zeitgenosse kennt: George und Rilke, Kierkegaard, Nietzsche, Jung, Spranger, Klages, Berdjajew, Ortega y Gasset, Péguy, Jünger, Wiechert usw. Manchmal ist die Bezugnahme interessant und tref-

fend, manchmal aber entschieden de trop: eine Ausstellung von Lesefrüchten. [2]

Leider fehlen bei Zitaten und Tatsachenangaben manchmal die genauen Quellennachweise. Der Leser kann sie angesichts der unverhältnismäßig großen Zahl von Irrtümern, welche das Buch enthält, nur sehr schlecht entbehren. Auf die auffälligsten Entgleisungen sei hingewiesen: Der amerikanische Staat Maryland ist nicht nach Maria Tudor benannt worden, sondern nach Karls I. Gemahlin Henriette Marie (10). — Was der folgende Satz bedeuten soll, wagen wir nicht zu entscheiden: «Die Herren des Landes sind die Nachkommen der alten Scoten mit ihren ‚Lairds', in ihren ‚clann's' (sic!) deren Farben-Karrées wir als eine wunderliche Reliquie längstvergangener Zeiten bestaunen» (33). — Eine unmögliche Art, historische Tatsachen mitzuteilen, illustriert der folgende Satz: «Cromwell war bereits (gegen 1630) Mitglied des Parlaments gewesen, das bald vom König aufgelöst worden war» (115). Warum nicht sagen, daß Cromwell 1628 Mitglied des Parlamentes wurde, das Karl 1629 aufgelöst hat? — Auf S. 118 bietet Chambon bei der Erwähnung des Namens «Ironsides» die Information: «... um 950 schon hatte Edmund, König von Schottland, den Zunamen ‚Ironside' gehabt.» Derjenige englische König, der in Wahrheit diesen Zunamen trug, war der Gegner Knuts des Großen und lebte von 981(?) bis 1016. Chambon verwechselt ihn mit dem älteren englischen König Edmund, der allerdings schon 946 ermordet worden ist, und macht ihn überdies zum König von Schottland! — Auf S. 134 wird von einem Sonett Byrons an Cromwell gefabelt, in dem der Satz: «... see / What crimes it cost to be a moment free!» vorkommen soll. Verwiesen wird natürlich nicht auf das nicht existierende Sonett, sondern auf «Childe Harolds Pilgrimage, LXXXV». Korrekt gegeben, würden Zitat und Verweis lauten: «See / What crimes it costs to be a moment free, / And famous through all ages!» (Childe Harold's Pilgrimage, Canto IV, LXXXV). — Von Milton kann nicht gesagt werden, man habe ihm in Italien seiner Jugendwerke wegen einen begeisterten Empfang bereitet, denn außer dem Shakespeare-Sonett, dem Maskenspiel «Comus» und der Elegie «Lycidas», die anonym oder nur mit Initialen versehen erschienen, hat er vor seiner Reise nichts publiziert (196). — Nach allem, was über Miltons Stil geschrieben worden ist, scheint es wenig nützlich, auch noch die Bezeichnung «sein schwe-

---

[2] Auf S. 119 f. heißt es z. B. über Cromwells Ironsides: «Wurzelsog aus der Tiefe des Volkstums ist hier unverkennbar wirksam und die Triebkräfte der aufspringenden Bewegung haben etwas gemeinsam mit dem Wort Hölderlins: ‚Natur ist jetzt mit Waffenklang erwacht'. Dachte wohl Stefan George, als er seine Skizze: ‚Auf stiller Stadt' schrieb, an diese gottverhafteten Aufrührer wider altes Königtum?» Es folgt ein ausführliches George-Zitat und gleich darauf ein Satz Fukusawas über die japanischen Samurai. All das mag angehen, wenn die elementaren Pflichten des Historikers erfüllt sind. Wo sie es nicht sind, ist es Schminke und Puder.

rer Empire-Stil» zu prägen (204). — Das Zitat aus «Paradise Regained», II, 195 muß lauten: «on worthier things intent (Nicht: content, 123). — Auch eine Reihe von Namenskorrekturen sind notwendig: Nathaniel Hawthorne (nicht Daniel, 29), Edgar Allan Poe (nicht Allen, 29, 269, 274), Lord Macaulay (nicht Macauley, 84, 120, 122, 299), Lancashire (nicht Lankashire, 84), C. G. Jung (nicht G. C. Jung, 90), Trevelyan (nicht Travelyan, 114), Winstanley (nicht Winstantley, 152), Richard Bernard (nicht Bernhard, 258). William James' berühmtes Buch heißt «Varieties of Religious Experience» (nicht: «Variety of Religious Experiences», 269). Falsche Daten finden sich auf S. 189, wo Cromwell im Jahre 1677 etwas unternimmt, auf S. 271, wo Jeremy Taylor von 1613 bis 1637 gelebt haben soll (richtig: bis 1667), und auf S. 288, wo sogar der Tod Shakespeares um zwei Jahre verlegt wird.

Schließlich enthält das Buch auch Verstöße gegen den englischen Sprachgebrauch und Fehlübersetzungen, welche die Vermutung nahelegen, daß der Verfasser nicht die volle Herrschaft über die englische Sprache besitzt. Oft werden Kleinschreibungen in englische Titel eingeführt, wo sie der englische Gebrauch nicht kennt: «Book of common prayer» (73), «How green was my valley» (92), «Second defence of the English People» (188), «Paradise lost» (202) usw. Das Pronomen «ich» erscheint als großes J anstatt als großes I (130, 274). Die Form «english-Scottising» ist fehlerhaft (84). Das Genitiv-s wird gelegentlich ohne Apostroph gesetzt: «Pilgrims Progress» (253 usw.), «Childe Harolds Pilgrimage» (134); das Plural-s aber kann plötzlich durch Apostroph getrennt erscheinen: clann's (33), Essay's (249). Auf S. 12 werden in der Uebersetzung einer Stelle aus John Robinsons Abschiedsworten an die Auswanderer die reformierten Kirchen erwähnt, «die in einer Periode der Religion stecken geblieben sind». Dem Verfasser war offenbar bei dieser Uebersetzung nicht wohl; er hat deshalb in sehr anerkennenswerter Weise den englischen Text (... come to a period in religion) mitgedruckt. Richtig wiedergegeben heißt er: «sind zu einem Stillstand gekommen in der Religion». Auch die Uebersetzung aus Macaulay auf S. 120 f. gibt zu mancherlei Kritik Anlaß: «gravity» erscheint als der «schwere Akzent (!)» anstatt der «Ernst». «Stabilität» ist eine schwache Wiedergabe von «steadiness»; das Fremdwort «Courage» weckt im Deutschen ganz andere Assoziationen als «courage» im Englischen. Im Satze «Andere Führer haben auf strikte Ordnung als solche gehalten, wieder andere haben ihre Gefolgschaft mit brennender Begeisterung als solcher erfüllt» sind Macaulays «order as strict» und «zeal as ardent» gröblich mißverstanden worden. Auch auf S. 122 finden «austere morality», «in that singular camp», «outrages» und «rough gallantry» unbefriedigende Uebersetzungen: «herbe Sittlichkeit», «in diesem Feldlager», «Vergehen» und «rohe Zudringlichkeit». Wir haben dieses pedantische, aber keineswegs vollständige Sündenregister aufgestellt, um eindeutig zu zeigen, daß auf die einzelnen Angaben dieses Buches ohne Nachprüfung kein Verlaß ist.

Noch ein Wort zu Chambons eigenwilligem, mit ausführlichen Vergleichen und farbigen Sprachbildern gesättigtem Stil. Er verrät Sprach-

kraft und Phantasie, aber er wäre besser, wenn er disziplinierter und direkter wäre. Allzuoft ist der Autor viel zu nachsichtig gewesen gegen die Kinder seiner Phantasie und hat ärgerliche Stilblüten stehenlassen. Es sei hier nur folgende Stelle genannt: «Aber auch die Achillesferse der ehernen Rasse von New Plymouth verbleibt dem Organismus der Vereinigten Staaten von Nordamerika und verzehrt weithin das innere Leben...» (29).

Wir schließen diese Besprechung mit dem Ausdruck des Bedauerns darüber, daß ein geistvoller und belesener Autor es verfehlt hat, sein Werk zu einem wertvollen Beitrag zur Kirchen- und Kulturgeschichte zu machen, weil er sein anspruchsvolles Thema auf Grund eines zu knappen Quellenstudiums und unter Uebergehung eines wichtigen Teiles der wissenschaftlichen Literatur darzustellen versucht und die Ansprüche wissenschaftlicher Methode und Arbeitsdisziplin allzuoft aus den Augen verloren hat.

Basel. *Rudolf Stamm.*

Walter Bodmer, Der Einfluß der Refugianteneinwanderung von 1550—1700 auf die schweizerische Wirtschaft (Beiheft Nr. 3 der Zeitschrift für Schweizerische Geschichte), Zürich, Verlag von Leemann. 1946, 151 S., Fr. 7.—.

Der Untertitel dieser Schrift: «Ein Beitrag zur Geschichte des Frühkapitalismus und der Textilindustrie» scheint eine Besprechung in einer theologischen Zeitschrift fraglich zu machen. Aber es handelt sich eben doch um ein hochwichtiges Kapitel der schweizerischen Reformationsgeschichte, auch wenn hier nur die wirtschaftliche Seite der Geschichte der Glaubensflüchtlinge dargestellt wird. Der Verfasser bietet uns eine außerordentlich willkommene Gabe; es ist die erste moderne Gesamtdarstellung des großen Stoffes in knapper, übersichtlicher Form. Mörikofers Werk über die evangelischen Flüchtlinge in der Schweiz (vor 70 Jahren erschienen) ist veraltet und berücksichtigt die wirtschaftliche Seite zu wenig; Bodmer hat nicht nur die zahlreichen seither erschienenen Monographien, sondern auch eigene Archivstudien verwertet.

Stärker, als bisher geschehen, berücksichtigt er Genf; so weist er z. B. nach, daß auch die Seidenbandindustrie zuerst nach Genf importiert worden ist, bevor sie in Basel zum eigentlichen Refugiantengewerbe wurde. Ebenso hebt Bodmer mehr als bisher die Bedeutung der oberita-

lienischen Flüchtlinge der ersten Epoche hervor, wie denn überhaupt die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, also die Zeit der Gegenreformation, auf Jahrhunderte hinaus entscheidend war. Das Bild der Schweiz im 18. Jahrhundert, des damals industriereichsten Landes auf dem Kontinent, ist nur aus der Wirkung jener ersten Refugianteneinwanderung zu verstehen. Wir gewinnen hier zum erstenmal einen deutlichen Einblick in die Bedeutung Luccas für unser Land, speziell dafür, was die evangelischen Luccheser Aristokraten zunächst in Genf, aber von hier aus auch in andern Schweizer Städten schufen, indem sie das in Oberitalien längst fortgeschrittene kapitalistische Wirtschaftssystem und neue Handels- und Betriebsformen in die schweizerischen Handwerksstädte verpflanzten. Unter den in Betracht kommenden evangelischen Städten Genf, Zürich und Basel kannte nur das letztere bereits die Form großer Handelsgesellschaften. In St. Gallen haben die Refugianten keine bedeutende Rolle gespielt; Bern, als Hauptstadt eines Territorialstaates, hatte seine eigene Flüchtlingspolitik, die der Verfasser am Schluß des 4. und im 6. Kapitel seiner Arbeit besonders behandelt.

Zusammen mit den Glaubensrefugianten werden auch jene zahlreichen Einwanderer aus Italien, Frankreich oder den Niederlanden besprochen, die nicht aus religiösen, sondern aus wirtschaftlichen Gründen nach Basel oder Zürich kamen (z. B. die Pestalozzi, die Werthemann, einzelne Glieder der weitverzweigten Familie Pellizari). Die Motive der Zuwanderung sind nicht immer klar erkennbar; vom Glaubensleben der einzelnen Flüchtlinge wissen wir meist nicht sehr viel; davon zu reden liegt auch nicht in der Aufgabe des Verfassers. Große Gestalten der ersten Zeit sind vor allen Marcus Perez in Basel, der ursprünglich aus spanischer Judenfamilie stammende Antwerpner Großkaufmann, und der Luccheser Francesco Turretini in Genf. Beide sind überzeugte Bekenner des Evangeliums, zugleich großartige Wohltäter gegenüber ihren armen Glaubens- und Schicksalsgenossen. Der Italiener Zanino dagegen, der als einer der wenigen Refugianten in Zürich Bürger werden durfte, erscheint mehr als der rastlos auf Gewinn bedachte, allzu kühne und schließlich doch ruinierte Geschäftsmann und Fabrikant.

Wichtig ist nun das verschiedene Verhalten der Altbürger gegen die Fremden, sobald diese nicht nur eine provisorische Zuflucht, sondern eine neue Heimat in den schweizerischen Städten suchten. Bekannt ist und vom Verfasser anschaulich dokumentiert die eigentliche Neuprägung des Genfer Gemeinwesens durch die gewaltige Zahl neu aufgenommener Bürger zur Zeit Calvins und Bezas; hier wie in Basel wurden die Nachkommen der Glaubensflüchtlinge aus der ersten Zeit (in Basel auch noch aus der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts) die eigentlichen Träger der städtischen Kultur, verwandtschaftlich und geschäftlich mit den altbürgerlichen Familien verbunden; in Zürich, wo das Bürgerrecht schwer erreichbar war, kommen eigentlich nur die Orelli und Muralt in Betracht; aber altbürgerliche Familien sind die erfolgreichen Erben der von den Refugianten eingeführten wirtschaftlichen Arbeitsmethoden. In der 2. oder 3. Generation erscheinen, speziell in Basel oder Genf, manche Nachkommen der flüch-

tigen Fabrikanten und Kaufleute als Gelehrte, z. T. von europäischem Ruf, wie die Turretini oder die Bernoulli.

In den Zunftstädten, und zwar in Basel wie in Zürich (erst später auch in Genf), herrscht ein ständiger, sich immer wiederholender Kampf zwischen den fremden initiativen, aber auch rücksichtslosen Vertretern eines modernen Wirtschaftsgebarens und den Zünftlern, die sich verzweifelt und oft kleinlich genug im Interesse des althergebrachten Handwerks zur Wehre setzen. Dazu kommt oft noch, zumal in Zürich und Basel, die Abneigung gegen die Welschen und ihre Sitten, auch das Mißtrauen gegen ketzerische Abweichung vom Dogma und Kultus der Staatskirche. In diesem Zusammenhang erwähnt Bodmer auch den Joris-Prozeß in Basel. Doch ist es mir fraglich, ob der niederländische Erzketzer selbst als «Großhändler» bezeichnet werden darf; soviel wir sehen, lebte er als Kapitalist und Gutsbesitzer von gerettetem Kapital und Geldspenden seiner Anhänger.

Es sei kurz zusammengefaßt, was die Schweiz nach Bodmers übersichtlicher Darstellung an wirtschaftlicher Befruchtung den Refugianten verdankt: Typische Refugiantengewerbe sind die Uhrmacherei und Goldschmiedekunst in Genf, die Bandweberei erst in Genf, dann in Basel, die Floretfabrikation in Zürich, der Drogenhandel in Basel, wo übrigens die ersten italienischen Refugianten vorwiegend Spediteure gewesen waren. In Genf tritt dann im 17. Jahrhundert das Bankwesen an Stelle der Passementerie. Der gewaltige Aufschwung des Buchdrucks und Buchhandels in Genf ist den französischen Refugianten zu verdanken; es sei nur an Robert Estienne erinnert. In Basel wird dank dem Verlagssystem die Bandweberei aufs Land gebracht; Refugianten schaffen den Grundstock der sich mächtig entwickelnden Heimindustrie; zahlreiche eingewanderte Handwerker mit ihren Familien vermischen sich mit der einheimischen Bevölkerung.

Der Dreißigjährige Krieg brachte nur noch eine beschränkte Zahl Refugianten, die in Genf und in Basel bleibenden Wohnsitz fanden und sich selbständig etablieren konnten. Für die Masse der Flüchtlinge blieb die Schweiz ein Durchgangsland; man sorgte für sie, aber schob sie wieder ab in das entvölkerte Deutschland. Auch der stärkste Refugiantenstrom seit 1550, der mit der Aufhebung des Ediktes von Nantes einsetzte, brachte relativ wenig bleibende neue Bürger; die Uebervölkerung der schweizerischen Städte und die eigenen wirtschaftlichen und politischen Bedrängnisse Basels und Genfs waren schuld daran. Doch die Opfer, die die evangelischen Städte, besonders Bern und Genf, für den Unterhalt der Glaubensflüchtlinge brachten, waren bewundernswert. Bern zeigte sich auch darin großzügig, daß es zahlreiche Hugenotten im eigenen Land ansiedelte; dabei wirkten allerdings wirtschaftliche Ueberlegungen mit: die Einführung neuer Gewerbe im Waadtland und z. T. im Aargau sollte der Arbeitslosigkeit steuern.

Der Verfasser berührt auch die Frage, wiefern sich die wirtschaftliche Einwirkung der Refugianten auf die refor-

mierte Schweiz aus dem zwinglisch-calvinischen Geist erklären lasse. Sicher ist, daß der erste Versuch staatlicher Förderung eines neuen Gewerbes direkt auf Calvins Gutachten zurückgeht; auch ist es richtig, daß die Arbeit im Dienst der Förderung von Gottes Ehre und die Bekämpfung des Müßiggangs als ein Stück reformierter Ethik bezeichnet werden darf; doch kennen wir ja gleichlautende Mahnungen Luthers, dem freilich das «Mehren des Ackerbaus» zuerst am Herzen lag. Zurückhaltend aber ist Bodmer gegenüber der berühmten These von *Max Weber* und *Ernst Troeltsch*, die im Calvinismus die eine Wurzel des modernen Kapitalismus sehen, eine These, die ja oft in vereinfachender und vergröbernder Form vertreten wird. Der Verfasser weist nach, wie die calvinischen Sittengesetze die Luxusindustrie in Genf direkt gehindert oder zum Export genötigt haben und wie das Consistoire noch nach Calvins Tod sich der Bildung einer Bank widersetzt hat. Jedenfalls lag die kapitalistische Entwicklung dem genuinen Geist der calvinischen und zwinglischen Sozialreform durchaus fern. Anderseits ist das lutherische Hamburg ein Gegenbeispiel der großkapitalistischen Wirtschaft. Wie komplex die ganze Frage ist, hat schon *Karl Holl* in seinem Luther-Band gründlich bewiesen.

Basel. *Paul Burckhardt.*

Miszellen.

Alttestamentliche Wortforschung.

Gilead.

Im 59. Band des Journal of Biblical Literature habe ich 1940, S. 35 den Landschaftsnamen Gilboa und den Personennamen Pildasch erklärt, und bei diesen Erklärungen, die schon seit Jahren in meiner Mappe lagen, war mir längst klar, daß auch das Eigenschaftswort galmūd, welches hart, zur Erzeugung oder Empfängnis unfähig und also unfruchtbar bedeutet, und der Landschaftsname Gilead, dessen e nur ein neuzeitliches Mittel ist, um den die zweite hebräische Silbe einleitenden Konsonanten auszudrücken, nach denselben Erwägungen erklärt werden mußten.

Aber ich übersah völlig, daß schon *Wilhelm Borée* 1930 in seinem Buch: Die alten Ortsnamen Palästinas, in der ersten Anmerkung zu Seite 34 geschrieben hatte: «Es liegt nahe, an ein Derivat von gäba' zu denken, aber worauf beruht die Einfügung des l? Ist etwa verdoppeltes b zu lb dissimiliert? Es fehlt aber jede Analogie.» Die genau ähnlichen